

Zeitschrift: Archiv für das schweizerische Unterrichtswesen
Band: 31/1945 (1945)

Artikel: Die Stiftschule Einsiedeln
Autor: Häne, Rafael
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-43832>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Stiftsschule Einsiedeln

Von Rektor Dr. P. Rafael Häne OSB., Einsiedeln

Im Kreis der schweizerischen Mittelschulen nehmen die innerschweizerischen katholischen Gymnasien eine besondere Stellung ein. Ihr Lehrziel richtet sich zwar nach den Vorschriften des eidgenössischen Maturitätsreglementes; doch unterscheiden sie sich in manchen Stücken von den Laienschulen derselben Stufe. Ich folge einem Wunsche der Schriftleitung dieses Jahrbuches, wenn ich im folgenden versuche, die Eigentümlichkeiten und Besonderheiten der Einsiedler Stiftsschule darzulegen und so dem Leser einen Begriff zu geben von der Eigenart nicht nur der Einsiedler Klosterschule, sondern der innerschweizerischen Ordensschulen überhaupt, die ja alle in den wesentlichen Zügen miteinander übereinstimmen.

Das Einsiedler Gymnasium ist dem uralten Kloster Einsiedeln angegliedert, welches im Jahre 1934 das Jubiläum seines tausendjährigen Bestandes feiern konnte. Die Mönche dieses Stiftes leben nach der Regel des heiligen Benedikt von Nursia (* 480). Obwohl der Text der Regula nichts von einer Schule zu wissen scheint, bezeugen doch die ältesten Nachrichten über das Leben der Benediktiner-Mönche, daß schon sehr früh Schule und Wissenschaft zu ihren Beschäftigungen gehörten. Des «opus Dei», der tägliche Chordienst des Gotteslobes, den Benedikt als wichtigsten Bestandteil des mönchischen Lebens bezeichnet, ist nicht denkbar ohne eine wenigstens bescheidene wissenschaftliche Bildung, da Kenntnis der Psalmen, geistlicher Bücher und auch Fertigkeit im Gesang vorausgesetzt sind. So ist es denn nicht erstaunlich, daß auch die ältesten Consuetudines des Klosters Einsiedeln, die aus dem 10. Jahrhundert stammen, bereits von den «Pueri» berichten, die beim Gottesdienste mithelfen und zu diesem Zwecke von einem Magister oder Scholasticus im Lesen, Schreiben und Singen unterrichtet werden. Da der ganze Gottesdienst in lateinischer Sprache abgehalten wurde, so stand als wichtigstes Fach das Latein im Mittelpunkt der Bemühungen. Daß sich aber der Unterricht nicht nur auf die Psalmen und andere heiligen Texte erstreckte, läßt sich aus den Beständen der alten Klosterbibliothek ersehen, die Werke von Sallust, Cicero, Juvenal, Persius, Terenz, Horaz, Aratus und Seneca enthalten. Seltener sind Handschriften mit Texten aus Ovid, Tibull, Properz und Catull zu finden, was sich aus pädagogischen Gründen leicht erklären läßt. Auch christliche Dichter, vor allem Prudentius, wurden nach Ausweis der Handschriften häufig gelesen. Die Grammatik lernte man nach den alten römischen Autoren wie Priscian,

Eutycius, Rufinus und Donatus. Daß Latein die Unterrichtssprache war, versteht sich für eine mittelalterliche Schule von selbst. Wenn wir auch wenig direkte Nachrichten über den Unterrichtsbetrieb der mittelalterlichen Klosterschule besitzen, so läßt sich aus den Handschriften des Stiftes mancherlei schließen. Außer Latein muß auch Geschichte, Astrologie, Geometrie, Arithmetik, Philosophie, Logik, Dialektik und Rhetorik zu den Unterrichtsfächern gehört haben. Im Gegensatz zur St. Galler Klosterschule scheint das Griechische zu dieser Zeit in Einsiedeln nicht gepflegt worden zu sein. Hingegen haben sich auch die Einsiedler Mönche um die Muttersprache bemüht, gehörte doch der berühmte Codex mit den Psalmenübersetzungen des Notker Teutonicus bis ins 14. Jahrhundert der Klosterbibliothek von Einsiedeln an und wanderte erst später wieder nach St. Gallen zurück.

Die gegen das Ende des Mittelalters erwachende neue Begeisterung für die alten Schriftsteller scheint der Einsiedler Klosterschule nicht zugute gekommen zu sein, weist doch das 14. und 15. Jahrhundert einen so deutlichen Niedergang des klösterlichen Lebens und eine unglaubliche Verminderung der Zahl der Mönche auf, daß man sich einen geordneten Studienbetrieb nicht wohl vorstellen kann. Ein Mann allerdings leuchtet in dieser dunklen Zeit, *Albrecht von Bonstetten*, der Klosterdekan war, das heißt die höchste Würde im Stifte nach dem Abt bekleidete. Seine Bildung erweiterte er durch den Besuch mehrerer Universitäten, er stand mit vielen gelehrten Zeitgenossen im Briefwechsel und hinterließ eine größere Zahl lateinischer und deutscher Werke. Unter diesen nenne ich eine der frühesten Beschreibungen des Schweizerlandes: «*Superioris Germaniae Confoederationis descriptio*», ferner ein ganz nach humanistischer Art aufgebautes Streitgespräch zwischen Ehrbarkeit und Welt: «*de iustitiae ceterarumque virtutum exilio*». Daß aber Bonstetten als Lehrer an der Einsiedler Schule tätig gewesen wäre, läßt sich vermuten, aber nicht belegen.

Erst *nach der Reformation* blühte mit dem Kloster auch dessen Schule wieder auf. Die katholischen Eidgenossen, denen ein großes Verdienst an der Regeneration des Stiftes zukommt, hatten den Plan, die Klosterschule zu erweitern, indem an dieser neuen Schule nicht nur der Nachwuchs des Klosters Gelegenheit zu höherer Bildung haben sollte. Sondern sie sollte bestimmt sein, «etlich andere Jüngling, so von ehren und biderben Lüten zugeschickt, sy nach unserm alten waren christenlichen glauben zu unterwysen». Diese Pläne dürften kaum verwirklicht worden sein, da sich in dieser Zeit die Jesuiten, wie anderswo, so auch in der Schweiz, mit großem Erfolg der Mittelschulbildung annahmen, so daß das Bedürfnis nach einer Klosterschule, zu der auch Bürgersöhne Zutritt hätten, nicht mehr vorhanden war. Um so größere Aufmerksamkeit und Sorgfalt widmeten die Äbte der innerklösterlichen Hausschule. Auf den Hochschulen zu Rom, Pavia, Bologna, Paris, Lyon, Freiburg, München, Salzburg und Dillingen finden wir um diese Zeit Benediktiner aus Einsiedeln, die nachher an der Hausschule als Lehrer wirkten. Sie werden die neue Lehrmethode der

Jesuiten auch hier eingeführt haben. Großen Aufschwung nahm besonders die Pflege des Lateinischen. Von Schülern und Lehrern wurde eifrig in dieser Sprache gedichtet. Das lateinische Schultheater, das die Jesuiten mit außerordentlichem Eifer und Erfolg pflegten, fand auch an dieser Schule eine Heimstätte. Eine große Sammlung lateinischer gedruckter Dramen und eine Anzahl lateinischer Dramenhandschriften legen beredtes Zeugnis von dieser neulateinischen Blütezeit an unserer Schule im 17. und 18. Jahrhundert ab.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts machte sich *ein neuer Geist* bemerkbar. Der Barock hatte ausgelebt. Wie auf politischem und kirchlichem, so geriet auch auf dem Gebiet der Schule alles in Bewegung. Reformpläne tauchten allenthalben auf. Im Jahre 1779 veröffentlichte ein Mönch des Klosters Einsiedeln in der «historisch-philosophischen und moralischen Wochenschrift von Luzern» einen Schulplan unter dem Titel: «Entwurf zur Verbesserung der Unterrichtsanstalten für Knaben von 7–13 Jahren». Sein Verfasser, P. Johannes Schreiber, der aus dem Liechtensteinischen stammte, war ein Freund Lavaters, der sein Bildnis in den «Physiognomischen Fragmenten» veröffentlichte. P. Konrad Tanner, der nachmalige Abt des Klosters, hatte ein Jahr vorher «Vaterländische Gedanken über möglichst gute Erziehung der Jugend in der helvetischen Demokratie» herausgegeben. Der Tiroler P. Aemilian Gstreinthal verfaßte im Jahre 1800 einen Reformplan für den höheren Unterricht. Auch eine lateinische Grammatik, die großen Anklang fand, wurde in diesen Jahren von P. Robert Kech in Druck gegeben (1780, 1783). Im allgemeinen allerdings strebte man darnach, die Bedeutung des Lateinischen einzuschränken und, dem Zuge der Zeit entsprechend, den Naturfächern mehr Raum zu schaffen. So lesen wir in einem dieser Reformpläne: «Das Latein soll nicht mehr als Zweck, sondern nur als Mittel betrachtet werden.»

Nach den Stürmen der Französischen Revolution, die die Klostergemeinde für einige Zeit auseinandergetrieben hatte, beeilten sich die Mönche, das kleine Klosterschulhaus für den dringend nötigen Nachwuchs wieder herzustellen. Es scheint nicht, daß in dieser neugegründeten Schule grundstürzende Änderungen im Lehrplan vorgenommen worden seien, wenn man von der vermehrten Pflege der Naturwissenschaften absieht. Hier allerdings regte sich neues Leben. Physikalische Apparate wurden angeschafft, Experimente wurden gemacht, systematische Beobachtungen angestellt, einzelne Professoren traten der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft bei. Auch das naturkundliche Museum wurde durch eifrige Sammeltätigkeit vermehrt. Goethe hatte schon bei seinen Besuchen im Jahre 1775 und 1797 dessen Bestände gemustert und dabei hatte besonders ein fossiler Schweinskopf sein Interesse erregt. Die Schule der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts unterschied sich, wie gesagt, nicht wesentlich von der alten vorrevolutionären Klosterschule.

Den entscheidenden Schritt zur eigentlichen Stiftsschule, wie sie heute besteht, tat *Abt Heinrich Schmid*, der im Jahre 1846 den Abtstuhl bestieg.

Die Jesuitenschulen der Schweiz waren den politischen Kämpfen der vierziger Jahre zum Opfer gefallen. Da trat Einsiedeln mit seiner nun bedeutend vergrößerten Klosterschule in die Lücke. Der Abt stellte der Schule die nötigen Räumlichkeiten zur Verfügung, *P. Gall Morel*, ein Schulmann und Gelehrter von ungewöhnlicher Bedeutung, schuf den Lehrplan, in dem er sich eng an die Studienordnung der Jesuiten anschloß. In diesem großen Polyhistor verehren wir den geistigen Vater der Stiftsschule. Dieser Mann, 1803 im st. gallischen Wil geboren, war bereits seit dem Jahre 1826 an der Schule tätig gewesen, zuerst als Lehrer der Rhetorik, dann als Professor der Philosophie und hatte seit dem Jahre 1836 die Schule als Präfekt geleitet. Die wesentliche Neuerung war, daß mit dem sechsjährigen Gymnasium ein zweijähriges Lyzeum verbunden wurde oder vielmehr, daß das Lyzeum, das vordem mit der theologischen Hauslehranstalt verbunden war, als krönender Abschluß dem Gymnasium beigefügt wurde. *P. Gall Morel* leitete diese neugeformte Schule als Rektor bis zu seinem Tode im Jahre 1872, so daß die wichtigsten Jahre des Werdens unserer Schule von seinem Geiste geprägt worden sind. Wenn sich seither auch manches geändert hat, die Grundlagen und die Struktur der Schule sind unverändert geblieben.



Den besonderen Charakter der Stiftsschule bildet, wie gesagt, die Zweiteilung in ein sechsklassiges Gymnasium und ein zweiklassiges *Lyzeum*. Da erst nach Abschluß des Lyzeums die Maturitätsprüfung abgelegt wird, liegt der Gedanke nahe, das Lyzeum sei im Grunde nichts anderes als das Obergymnasium eines achtklassigen Gymnasiums. In Wirklichkeit ist aber das Lyzeum ein Schultyp von besonderer Eigenart, der, historisch gesehen, der Artistenfakultät der alten Universitäten entspricht. Diese Fakultät hatten alle Studenten zu durchlaufen, nachdem sie die Lateinschule absolviert und bevor sie ihr Berufsstudium an der theologischen, juristischen oder medizinischen Fakultät begannen. An der Artistenfakultät wurde Philosophie in ihrem weitesten Begriffe gelehrt, weshalb sie auch bald den Namen philosophische Fakultät erhielt und heute noch unter diesem Namen an unsern Universitäten, in etwas veränderter Form allerdings, fortlebt. Zur Philosophie nach alter Auffassung gehörten auch die Naturwissenschaften und die Mathematik. Diese Struktur ist auch unserm Lyzeum eigen, an dem die systematische Philosophie dominiert, die Naturfächer Chemie und Physik die zweite Stelle einnehmen, während die Sprachen, auch die alten, zurücktreten. Die alten Sprachen ihrerseits geben dem sechsjährigen Gymnasium das Gepräge und erreichen ihren Höhepunkt in der 5. und 6. Klasse, in der sogenannten Rhetorik, wo die Humaniora in zahlreichen Stunden ausgiebig und gründlich gepflegt werden. Max Zollinger bezeichnet in seinem Buche «Hochschulreife» als den größten Mangel unserer Gymnasien den jähen, unvermittelten Übergang zur Hochschule und fordert eine Umgestaltung der Oberstufe des Gymnasiums zu einer selbständigen Schule. Etwas von

dieser Forderung ist durch unser Lyzeum erfüllt, indem das Lyzeum den Übergang zur Hochschule organischer gestaltet.

Es ist zwar zuzugeben, daß in ihm nicht alle Eigenschaften, die von einer solchen Übergangsschule verlangt werden müssen, vorhanden sind.

Der *Schulbetrieb am Lyzeum* unterscheidet sich wohl in manchen Einzelheiten, aber nicht wesentlich vom gymnasialen Lehrbetrieb. Auch unser Lyzeum kennt den Schul- und Lernzwang, hat freie Fächerwahl nur in sehr beschränktem Maße. Auch dem Lyzeisten wird der Lernstoff in vielen kleinen und kleinsten Portionen vorgeschnitten, auch er hat in regelmäßig wiederkehrenden Klausurarbeiten Rechenschaft von dem Gelernten abzugeben, auch über seine Leistungen geben Trimesterzeugnisse Auskunft; so fühlt er sich, wenn er auch mit «Sie» statt mit «Du» angeredet wird, als *Schüler*, gleich den zwölfjährigen, kaum käsehohen Kuttenknaben, mit denen er Tisch und Wohnung teilt. Auch er trägt, wie die kleinen und kleinsten der Schüler, auch wenn er nicht im Sinne hat, ins Kloster zu treten oder sich der Theologie zuzuwenden, das schwarze Mönchskleid der Benediktiner, das schon die alten Klosterschüler getragen haben.

Die *Kutte* mag ja für quecksilbrige Jungens nicht gerade die geeignetste Uniform sein. Sie wird deshalb auch für Turnen und Spiel «an den Nagel» gehängt. Doch hat sie heute noch, wie wir glauben, eine gewisse erzieherische Kraft, die wir nicht missen möchten: ganz abgesehen von der praktischen Seite, da sie erlaubt, die Zivilkleider zu schonen und unter ihrem Deckmantel manches Stück auszutragen, was sonst der schnellwüchsigen Jugend nicht mehr schicklich wäre. Sie fördert unbedingt den Gemeinschaftsgeist, wie jede Uniform, läßt arm und reich, Stadtbub und Landknaben im gleichen Kleide zu einer Familie zusammenwachsen. Sie verbindet die Schüler auch mit ihren Lehrern, die das gleiche Kleid tragen, auch äußerlich zu einer Einheit, deren Wirkung, auch wenn sie unmerklich ist, nicht unterschätzt werden darf. Das Bewußtsein, einer Benediktiner-Schule anzugehören und das gleiche Kleid zu tragen, das vor altersgrauen Zeiten die Klosterschüler in St. Gallen getragen, die einst Kaiser Karl der Große besucht und deren Sittsamkeit mit einem Korb voll Äpfel belohnt hat, wie die artige Geschichte uns erzählt, weckt doch sicherlich auch den Sinn für Tradition und geschichtliche Zusammenhänge, öffnet die Augen für große Linien im geistigen Leben, was in unserer kurzatmigen und oft so traditionswidrigen Zeit von besonderem Werte ist.

Die *Lyzeisten*, wenn sie auch, wie gesagt, in vielem den übrigen Schülern gleichgestellt sind, wachsen anderseits vielfach doch über die andern hinaus. Selbständigkeit und größere Verantwortung unterscheiden sie von den Kleinen. Bei Tisch haben sie als «seniores» die Aufsicht und die Verantwortung über eine Zehnergruppe, die aus allen Klassen, vom Kleinen, der an seinem *silva silvae* sich abmüht, bis zum Großen, der über den scholastischen Begriffen Potenz und Akt sinnt, sich zusammensetzt. In den

Schlafsälen amtiert er über eine Anzahl Zellen als «Zellenmeister», wie die kleinen Schlafkabinen in Anlehnung an die Mönchszelle genannt werden. Er hat dafür zu sorgen, daß das Licht zur richtigen Zeit gelöscht werde, daß kein Unfug die Nachtruhe störe und daß Waschen und Ankleiden sich der Ordnung gemäß vollziehe. Dann ist er Anwärter auf die höhern Internatsämter, die zum Teil nach Stimmenmehr in offener Wahl durch die große Landsgemeinde aller Schüler verteilt werden, zum Teil aber nach der Ordnung der Seniorität nach dem Rechte der «Erstgeburt» einem zufallen, indem nach dem Wortlaut der regula Sti. Benedicti derjenige, der eine Stunde früher ins Kloster tritt, den Vorrang haben soll vor dem, der eine Stunde später kommt. So entscheidet der Anmeldetermin des Schülers über die «Seniorität» zunächst in der Klasse. In der obersten Klasse des Lyzeums waltet er als «senior populi» über die ganze Internatsgemeinschaft, tritt bei festlichen Anlässen, z. B. am Namenstag des Abtes als Sprecher der Schule auf und leitet die Wahlen des Schlittbahnmeisters, des Kegelbahnmeisters, die mit ihren Unterchefs die Herstellung der alljährlichen Eisbahn und die Ordnung auf derselben und den geregelten Betrieb der Kegelbahn zu leiten und zu überwachen haben. Gerade diese Selbstverwaltung in manchen Bereichen des Schullebens ist eine wertvolle Vorschule für die spätere staatsbürgerliche Tätigkeit. Wenn man ferner noch bedenkt, daß sich in der Internatsfamilie junge Leute aus allen vier Sprachbereichen der Schweiz, aus fast allen Kantonen zusammenfinden, wo sich zwischen Welsch und Deutsch Beziehungen und Freundschaften anbahnen, die fürs Leben dauern, so wird man den staatsbürgerlichen Wert des Internats nicht gering schätzen.

Die Lyzeisten haben ferner ihre eigenen Feiertage, die sogenannten Philosophentage, schulfreie Nachmittage mit gemeinsamem Ausflug, unter denen der Tag der heiligen Katharina von Alexandrien, der Patronin der Philosophie, den ersten Rang einnimmt. Auch kleinere Vergünstigungen und Lockerungen der straffen Ordnung, z. B. in bezug auf Ausgang und Rauchen kommen ihnen zugute und geben ihnen einen wohl etwas dürftigen Vorgeschmack der akademischen Freiheit. Für das Studium sind sie nicht mehr an die Studiersäle, bei uns «Museen» genannt, gebunden, sondern wie den Primanern im alten Schulpforta als höchste Freiheit der Eintritt in den streng gehüteten Primanergarten winkte, öffnen sich unsern Lyzeisten Garten, Hof und die weiten Klostergänge zum Studium, wo sie einzeln und in Gruppen in sinnreichen Gesprächen, in gegenseitigem Erklären und Abfragen als wahre Peripatetiker der Wahrheit nachforschen.

Die Lehrmethode am Lyzeum unterscheidet sich, wie gesagt, nicht wesentlich von derjenigen des Gymnasiums. Doch die allbeherrschende Stellung der *Philosophie* auf dieser Schulstufe mit ihren sechs und fünf Wochenstunden, gibt dem Lyzeum das entscheidende Gepräge. Die Philosophie ist nicht ein Fach neben andern Fächern, sondern soll und will sein «Abschluß Krönung», «Mittel- und Kernpunkt des Studiums», wie Rektor Kühne in seiner Arbeit «Die Philosophie am Lyzeum» sich ausdrückt. Schon P. Gall Morel bekennt von sich: «den Zusammenhang der verschiedenen Wissen-

schaften untereinander habe ich erst kennen gelernt, als ich mich auf das Studium der Philosophie verlegte». Der Philosophieunterricht an unserm Lyzeum begnügt sich nicht mit etwas Logik und experimenteller Psychologie und einem Abriß der Philosophiegeschichte, sondern sie umfaßt das ganze System der Philosophie, ihre theoretischen und ihre praktischen Fächer, wie Logik und Metaphysik mit den Unterabteilungen Ontologie, Kosmologie, Psychologie, Kriteriologie oder Erkenntnislehre und Theodizee, ferner allgemeine Ethik und Rechtsphilosophie. Der Jahresbericht von 1929 beschreibt beispielsweise den Lehrstoff des zweiten philosophischen Kurses wie folgt: «Eingehend wurden behandelt: Wesen des Rechts, Verhältnis des Rechts zur Sittlichkeit, das Naturrecht, das Recht auf das Leben, das Eigentumsrecht mit ausführlicher Behandlung des ökonomischen Liberalismus und des Sozialismus, das Erbrecht, Begriff der Gesellschaft, die Familie, der Staat (Ursprung, Zweck, Staatsgewalt, Staat und Kirche, Staat und Schule, Staat und soziale Frage). Überall wurde auf die einschlägigen Bestimmungen der Schweizerischen Bundesverfassung, des Obligationenrechtes, des Zivilgesetzbuches, des im Entwurf vorliegenden Strafgesetzbuches, des kanonischen Rechtes und des Wirtschafts- und Sozialprogramms der Schweizer Katholiken hingewiesen.» Das Studium der Philosophie soll dem Schüler eine wissenschaftlich fundierte Weltanschauung mit auf den Weg geben. Sie ist, wie es sich für eine Klosterschule von selbst versteht, religiös orientiert, ruht auf der unverrückbaren Basis der *philosophia perennis* und wertet kritisch die Entwicklung der modernen Philosophie vom Standpunkt des aristotelisch-thomistischen Systems aus. Das Studium der *Asthetik* und *Kunstgeschichte*, das auf dieser Stufe einen Jahreskurs mit zwei Wochenstunden beansprucht, ist ebenfalls eine Eigentümlichkeit des Lyzeums. Wenn auch dieses Fach, wenigstens in seinem theoretischen Teil als Lehre vom Schönen zum System der philosophischen Fächer gehört, so waren bei der Errichtung der neuen Stiftsschule doch eher persönliche Gründe maßgebend, diesem Fach einen verhältnismäßig breiten Raum zu gewähren. In P. Gall Morel und seinem Nachfolger im Fach, P. Albert Kuhn, besaß die Schule ganz hervorragende Vertreter dieser Disziplinen. Das eidgenössische Maturitätsreglement kennt diese Fächer nicht, so daß da eine beglückende Freiheit in der Stoffwahl und ein wahrhaft humaner Betrieb möglich ist, der nicht durch Examenangst vergällt wird und dennoch zu ernstem Studium und guten Leistungen führt.

Während im ersten Kurs des Lyzeums die Philosophie das entscheidende Übergewicht besitzt, sowohl was Zahl der Stunden als Strenge der Forderungen anlangt, macht ihr im zweiten philosophischen Kurs die *Physik* den Rang streitig, die in diesem Jahr mit sechs Wochenstunden den größten Raum beansprucht. Man darf dabei aber nicht vergessen, daß an unserer Schule die Physik nur in dieser Klasse gelehrt wird, wie auch die Chemie mit drei Wochenstunden auf den ersten Lyzealkurs beschränkt bleibt. Es sprechen gewichtige Gründe für eine Verteilung dieser Fächer auf mehrere Jahre, wie das in der Mehrzahl der Schulen der Fall ist. Doch ist bei unserm

System eine größere Konzentration möglich und für die späte Ansetzung der Physik spricht noch besonders der Umstand, daß die Schüler auf diese Weise die mathematischen Voraussetzungen für einen ernsthaften Betrieb dieses Faches bereits besitzen. Ein weiterer Grund wurde oben schon ange-tönt. Der humanistische Charakter des Gymnasiums soll durch den unterschiedenen Vorrang der sprachlichen Fächer in den mittleren Klassen gewahrt und das Interesse der Schüler nicht durch allzu großes Vielerlei zersplittert werden.

Wer den Stundenplan unserer Schule aufmerksam durchgeht, wird erstaunt sein über die *geringe Zahl der Wochenstunden*, wird doch die Stundenzahl von 30 nur in der ersten Klasse überschritten, während sie in den meisten übrigen Klassen nicht einmal erreicht wird, was eine Tagesration von nicht ganz fünf Fächern ausmacht. Es ist nicht nur der Einbau des Schulbetriebs in die Klosterordnung, die die eigentliche Schulzeit beschränkt und der freien Gestaltung des Stundenplans hinderlich im Wege steht. Diese Hindernisse ließen sich überwinden. Es sind vielmehr methodisch-pädagogische Überlegungen, die uns bestimmen, an der überkommenen Ordnung festzuhalten. Es ist klar, daß bei größerer Stundenzahl in den einzelnen Fächern eine reichere Stoffmasse vermittelt werden könnte. Doch sind wir der Meinung, daß eine Überbeanspruchung der rein rezeptiven Fähigkeiten, wie sie die moderne Schule mit ihrer außerordentlich hohen Zahl von Fachstunden fast notwendigerweise mit sich bringt, eher zu einer geistigen Deformation als zu harmonischem Wachstum der geistigen Persönlichkeit führt. Nach unserm System der verhältnismäßig geringen Stundenzahl bleibt dem Schüler täglich mindestens ein Zeitraum von $4\frac{1}{2}$ bis 5 Stunden zur Selbstbetätigung und zum privaten Studium. Der Schulüberdruß, der besonders in den obern Klassen gefährlich werden kann, wird auf diese Weise eher vermieden, da der aufgenommene Stoff verdaut und assimiliert werden kann, was auf dem andern Wege kaum möglich ist. Die Verdauung ist aber im geistigen Bildungsprozeß ebenso wichtig wie im körperlichen. Die Selbsttätigkeit regt die geistigen Kräfte in hohem Maße an und trainiert sie in wirksamer Weise.

Gegen einen Punkt unseres Lehrplanes wird man ernsthafte Einwendungen machen, gegen die geringe Stundenzahl, die in den obern Klassen der *Muttersprache* eingeräumt ist. Während am Gymnasium drei Wochenstunden das normale Maß darstellen, weist das Lyzeum deren nur noch zwei auf. Daraus aber eine Minderbewertung der Muttersprache ableiten zu wollen, wäre falsch. Allgemein ist darauf hinzuweisen, daß nicht nur die absolute Stundenzahl in Betracht gezogen werden muß, sondern ihre Relation zu der Gesamtstundenzahl. Bei dreißig Wochenstunden bedeuten zwei Stunden natürlich mehr als bei 35–40 Wochenstunden. Ferner ist zu beachten, daß der Lateinunterricht mit seiner reichlichen Klassikerlektüre ein unvergleichliches Hilfsmittel für den deutschen Unterricht darstellt, wenn es dem Lehrer nicht nur darauf ankommt, daß der Schüler den lateinischen Text

verstehe, sondern daß er ihn in ein gutes Deutsch übersetze. Solche Übungen gehören zum täglichen Brot unserer Schüler. Das ständige Ringen um den besten Ausdruck im Deutschen, das Auflösen der lateinischen Perioden in deutsch klingende und deutsch empfundene Fügungen sind ein Weg zur Geschmeidigkeit und zum guten Geschmack auch in der Muttersprache. wie ich mir keinen bessern denken kann. Auch darf man nicht vergessen, daß alle Fächer mehr oder weniger die Aufgabe haben, den Schüler im Gebrauch der Muttersprache zu schulen, daß in dieser Hinsicht die Philosophie besonders geeignet ist, die reichen Ausdruckswerte der deutschen Sprache logisch zu durchdringen, daß ferner die Aesthetik und Kunstgeschichte auch den sprachlichen Geschmack zu fördern imstande ist.

Ferner stehen den Schülern der vier obern Klassen in der rhetorischen und in der philosophischen *Akademie* einzigartige Möglichkeiten zur Ausbildung in der Muttersprache zur Verfügung. Diese sogenannten Akademien sind freie Arbeitsgemeinschaften. Die eine, die rhetorische Akademie, steht den Schülern der Rhetorik, das ist der 5. und 6. Gymnasialklasse, offen. Diese beiden Klassen tragen bei uns immer noch den alten Namen «Rhetorik» und man kann nicht sagen, daß es sich bei diesem Namen nur um eine sprachliche Reliquie handle, die aus Pietätsgründen ohne sachliche Berechtigung weitergeschleppt werde. In diesen Klassen bildet tatsächlich die Redekunst nach ihrer theoretischen und praktischen Seite den Hauptinhalt des altklassischen und deutschen Unterrichts. Im Lateinischen stehen die Reden Ciceros, im Griechischen die des Lysias und des Demosthenes im Mittelpunkt, während im deutschen Unterricht die Theorie der Rede, verbunden mit praktischen Übungen, gründlich behandelt wird. In den Akademien nun wird, was in der Schule durchgenommen wurde, in reichem Maße praktisch erprobt und geübt. Diese Vereinigungen konstituieren sich selbst, wählen ihr Bureau mit einem Präsidenten an der Spitze, der die wöchentlichen Sitzungen leitet, die Arbeiten verteilt und die Verbindung mit dem Direktor der Akademie aufrecht erhält, der, aus der Reihe der Professoren ernannt, als beratende Instanz den Sitzungen beiwohnt. Jedes Mitglied ist verpflichtet, neben verschiedenen deklamatorischen Leistungen jährlich eine größere Rede oder einen Vortrag zu halten, die er vorgängig der Sitzung dem dazu bestellten Kritiker einzuliefern hat. Die Beurteilung der Arbeit erfolgt in drei Stufen. Nachdem die Rede gehalten ist, werden die einzelnen Mitglieder zur Kritik aufgerufen, darauf folgt das schriftlich abgefaßte Urteil des offiziell bestellten Kritikers und den Schluß macht das Votum des beratenden Direktors, der Irrtümer richtigstellt, scharf aufeinanderplatzende Meinungen auf das richtige Maß zurückführt und mit Überlegenheit und Sachkenntnis das jugendliche Ungestüm, das sich nicht selten bemerkbar macht, lenkt und zügelt.

Auch Stegreifreden und Debatten mit Referat und Korreferat und Diskussion finden gelegentlich statt. Den Höhepunkt der jährlichen Arbeiten bildet die sogenannte «öffentliche Akademie», zu der das Lehrerkollegium und die Mitstudenten eingeladen werden, wobei ein selbstverfaßtes oder

aus einer Fremdsprache in gemeinsamer Arbeit übersetztes Theaterstück aufgeführt wird. Rechnet man die übrigen theatralischen und deklamatorischen Veranstaltungen dazu, wie sie im Verlauf eines Jahres bei verschiedenen Anlässen immer wiederkehren, so wird man den Vorwurf, die Muttersprache werde zu wenig gepflegt, nicht aufrecht erhalten wollen. Wenn man vom durchschnittlichen Erfolg einen Rückschluß auf die Methode machen darf, haben wir keinen Grund, an der Zweckmäßigkeit unseres Systems zu zweifeln.

Die Klosterschule ist dem Gesamtorganismus der Mönchsgemeinde eingeordnet, d. h. sie ist tatsächlich eine *Klosterschule*, wenn auch nur eine geringe Zahl ihrer Schüler später ins Kloster tritt. Aber alle unsere Schüler nehmen teil an den gottesdienstlichen Feiern der Mönche, schreiten mit bei den Prozessionen, verstärken mit ihren Stimmen den Chor der Priester, und leben sich so in die Liturgie des Kirchenjahres selbsttätig ein. Viele Stunden im Laufe des Jahres gehen auf diese Weise der Schule verloren; denn die Feiertage sind zahlreich und die gottesdienstlichen Funktionen rechnen in ihrer geruhsamen Würde nicht mit der Zeit. Dem oberflächlichen Beobachter mag das eine überflüssige Ablenkung vom Zweck der Schule erscheinen. Doch abgesehen von den religiösen Kräften, die durch diese enge Bindung an das kirchliche Leben ausgelöst werden und zum Aufbau der religiösen Persönlichkeit Unschätzbare beitragen, sind auch die rein menschlichen Werte nicht zu verkennen, die aus diesem Zusammenhang mit dem Mönchsleben den jungen unserer Obhut anvertrauten Menschen zuströmen. Die abgeklärte Würde und Schönheit in diesen jahrtausendalten Zeremonien, Melodien und Texten, der sinnreiche Aufbau und die wohl- ausgewogene Architektur des Kirchenjahres im ganzen und der gottesdienstlichen Feiern im einzelnen, das bloße Bewußtsein, die gleichen Worte zu sprechen, die gleichen Melodien zu singen, an den gleichen heiligen Handlungen mitzuwirken, wie unsere Väter vor tausend und mehr Jahren, wirkt unmerklich auf ein unbefangenes Gemüt veredelnd, klärend, beruhigend und verleiht dem innern Menschen Haltung und Gemessenheit. So schätzen wir denn den bildenden und erzieherischen Wert des klösterlichen Charakters unserer Schule nicht gering ein und möchten um keinen Preis darauf verzichten, trotz des Verlustes manch kostbarer Schulstunde. Das ist Erziehung ohne viele Worte, rein durch das Einleben in eine Welt der würdigen Schönheit, die um so nachhaltiger wirkt, je weniger man ihrer bewußt wird.

Mit der Teilnahme am Gottesdienst hängt die intensive *Musikpflege* zusammen, die unserer Schule von jeher das Gepräge gab. Bevor ein junger Schüler eintritt, hat er auf dem Anmeldezettel einzutragen, ob er gewillt und geeignet sei, dem Kirchengesangchor beizutreten. Die Neulinge, die sich dazu entschließen, werden vor Schulanfang zu einem dreiwöchigen Instruktionskurs aufgeboten, wo sie unter der methodischen Leitung des Kapellmeisters täglich ihre acht Stunden singen, Theorie treiben und sich einem intensiven Training der Stimme unterwerfen, so daß bei Beginn

des Schuljahres bereits ein wohlinstruierter Knabenchor vorhanden ist, der, verstärkt durch die früheren Zöglinge, den mannigfachen und nicht geringen Anforderungen, die der Gottesdienst an ihre Leistungen stellt, genügen werden.

Eine große Rolle spielen an unserer Schule die Unterhaltungen an gewissen Festen und besonders an den Fastnachtstagen, wobei Deklamationen, Symphonien, Dramen und Opern in buntem Wechsel aufgeführt werden. Ein komplettes Orchester, aus Lehrern und Schülern gebildet, ein großer Gesangschor und eine Blechmusik teilen sich in diese Aufgaben.

All diese Unterhaltungen sind nicht um ihrer selbst willen da. Wir glauben mit den alten Lehrern der Barockgymnasien, von denen das Wort stammt *«poesis friget sine theatro»*, daß sie Wesentliches zur Bildung beitragen. Sie bringen die Kräfte des jungen Menschen zur Entfaltung, das öffentliche Auftreten gibt ihm Mut und Selbstvertrauen, das Spiel auf der Bühne läßt ihn viel tiefer, als es die bloße Behandlung in der Schule erlaubt, in die Werke der Dichter eindringen, führt ihn zum erschütternden Erlebnis dieser Tragödien, denen er sich mit der ganzen Inbrunst seiner jungen Seele hingibt und die er nach Maßgabe seiner Kraft nachzuschaffen sucht.

★ ★ ★

Es ist in diesen Zeilen viel von Dingen die Rede gewesen, die sich außer der Schule abspielen, so daß es scheinen könnte, unsere Schule sei nicht eine Lehr-, sondern wirklich eine *«Pläsieranstalt»*, wie eine böse Zunge sie halb im Scherz und halb im Ernst einmal genannt hat. Doch dem ist nicht so. Diese Darstellung ist notwendigerweise einseitig, da sie sich zum Ziele macht, gerade jene Dinge ans Licht zu stellen, die unsere Schule von den andern Gymnasien unterscheiden, und diese Unterschiede bestehen eben größtenteils gerade in außerschulischen Veranstaltungen, die mit der Schule zusammen eine organische Lebenseinheit bilden, in der auch die Kräfte des Gemütes mehr berücksichtigt werden, als es die Staatsschule ohne Internat tun kann.

Das Ziel auch unserer Schule ist es, gute Menschen und brauchbare Bürger zu erziehen, die sich, ihrer Verantwortung vor Gott und den Menschen bewußt, der Allgemeinheit einordnen und ihr an dem Platz zu dienen suchen, wo die Vorsehung sie hinstellt. Daß auch unser Weg zu diesem Ziele führen kann, glaube ich durch die Erfahrung bestätigt zu finden, da unsere Schule mehr als einen Mann hervorgebracht hat, der dem Lande an hervorragender Stelle diente und dient. Doch nicht diese paar *«Prominenten»* sind der Stolz einer Schule, sondern die große Zahl der *«Obscuren»*, die an bescheidenem Ort ihre Pflicht tun. Wir glauben Grund zur Hoffnung zu haben, daß aus den mehr als 6000 Schülern, die im Laufe eines Jahrhunderts aus unserer Schule hervorgegangen sind, manche zu dieser Schar gehören.